

Von Bodmer zu Borchardt : um die neue Dichtungssprache

Autor(en): **Nadler, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 15

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VON BODMER ZU BORCHARDT: UM DIE NEUE DICHTUNGSSPRACHE

Aus allen Schöpfungen, die wir gewohnheitsmäßig der Romantik zuschreiben, wirkt keine so tagesfrisch und mit steigendem Einfluss weiter wie die Umbildung der gemeindeutschen Literatursprache aus den Beständen der mittelalterlichen Dichtung und dem Reichtum der lebendigen Volkssprachen. Haben wir es hier in Wahrheit mit einer romantischen Schöpfung zu tun? Und sind wir uns über die Bedeutung dieses gewaltigen Vorganges so klar, wie es das bewusste Miterleben der zeitgenössischen Dichtung verlangt? Vielleicht erkennt man gerade in der Schweiz, weil man den richtigen Sehwinkel nicht findet, was sich da abgespielt hat, was sich vorbereitet und welche eigentümliche Kräfte gerade des Schweizer Sprachgefühles seit hundertfünfzig Jahren am Werke sind.

Der unvermeidliche Name muss ausgesprochen werden, ohne dass es diesmal einer Entschuldigung bedürfte. Johann Jakob Bodmer hat Anspruch darauf, dass man ihn endlich aus seiner Alliteration mit Breitinger und aus seiner Antithese mit Gottsched erlöse. Sein wahres Wesen liegt jenseits seiner Poetik, die keineswegs unterschätzt werden soll, und jenseits seiner Noachiden, die besser sind als ihr Ruf. Konrad Burdach, dessen schöpferische Forschungen über die Anfänge der deutschen Schriftsprache und den Ursprung der modernen deutschen Bildung den ostmitteldeutschen Kulturkreis Böhmens einer völlig neuen Erkenntnis erschlossen haben, darf ein gleiches Verdienst um die Schweiz in Anspruch nehmen. Es ist seine kleine aber bedeutungsschwere Akademieschrift: *Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache* (Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften, 39, 1918). Zwischen beiden Sprachbereichen, dem alten Oberdeutschlands und dem jüngeren Ostmitteldeutschlands besteht, wie sich gleich zeigen wird, jener Zusammenhang, der eben das Sprachproblem der Gegenwart bedingt.

Man weiß, dass die wichtigsten Sammelhandschriften aus den Liederbeständen des Mittelalters, so sehr ihr genauer Ursprungsort noch immer umstritten sein mag, jedenfalls am

Oberrhein entstanden sind. Man weiß, dass von jener Zeit bis ins siebzehnte Jahrhundert am Oberrhein von Straßburg bis Sankt Gallen der gelehrte Eifer einer neuen Wissenschaft vom deutschen Schrifttum sich immer wieder um die Hebung dieser handschriftlichen Schätze bemüht hat. Durch seine *Proben der alten schwäbischen Poesie* 1748 und seine *Sammlung von Minnesängern* 1758 fügte sich Bodmer in diese alamannische Überlieferung ein, und in diesen Entdeckungen der alten deutschen Dichtersprache mehr als einer alten deutschen Literatur liegt Bodmers kaum heute noch voll übersehbarer Einfluss auf die gemeindeutsche Bildung und Sprache. Bodmers Werk mag dem nicht sonderlich schwer wiegen, der es lediglich als den Beginn der modernen deutschen Philologie wertet, als das erste Fieberchen also jener Kinderkrankheit, die wir heute glücklich überstanden haben, wenn wir auch mitten in unseren männlichen Taten das Spielzeug jener großväterlichen Kinderzeit noch immer nicht ganz entbehren können. Denn so weit haben wir es noch nicht gebracht, wenn auch dem Fortschritt keine Grenzen gesetzt sind, dass wir ohne das richtige Lesen des echten Wortlautes auskämen. Doch Bodmers Werk ist mehr und weniger als der Anfang deutscher Philologie. Denn um die Jahre, da Goethe geboren wurde und Herder die Dichtung des ursprünglichen Menschen zu umwerben begann, leitete Bodmer mit seiner Entdeckung der mittelalterlichen Lyrik in vollstem Bewusstsein aus der alten oberdeutschen Dichtungssprache neue Ausdruckswerte in die ehemals ostmitteldeutsche, zum Gemeindeutsch gewordene Arbeitssprache. Die Wissenschaft hat noch kaum damit begonnen, diese ungeheure sprachliche Umwälzung, die von Bodmers Werk ausging, nach ihren einzelnen Tatsachen durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hin zu verfolgen. Und so lässt sich der sprachwandelnde Vorgang nur in groben Zügen umreißen. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts setzen, in der Hauptsache von Bodmer ausgelöst, zwei gleichgerichtete Bewegungen ein, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verstärkten und in unserer Gegenwart gewiss noch nicht ihre volle Schwungkraft erreicht haben: aus dem alten deutschen Schrifttum Oberdeutschlands und aus allen deutschen Mundarten quillt

neues sprachliches Leben auf und steigt im Stamm der gemeindeutschen Literatursprache bis zu den letzten Zweigen auf. Seit Goethe und vor allem seit der Romantik beginnt Bodmers Umwertung sowohl des Gemeindeutsch wie der altdeutschen Dichtersprache volle Früchte zu tragen. Die Vorgänge auf den beiden gegensätzlichen Außenseiten bedürfen kaum eines Wortes. Beginnt man hier geschichtliche Vorwürfe in die Sprache des jeweiligen Zeitbereiches zurückzufornen und zwar keineswegs nur aus Gründen der Kostümtreue, so wird auf der andern Seite die Mundart in großen Räumen neue Dichtungssprache. Beider Vorgänge finden ihr eigentliches Spielfeld während des neunzehnten Jahrhunderts am fränkischen und alamannischen Rhein und im gesamten Raume des bayrischen Volkes. Am deutlichsten werden sie auf Schweizerboden bei Usteri und Henne, bei Fröhlich und Wyss, bei Bitzius und der grundsätzlichen Mundartdichtung. Viel tiefer geht der Sprachwandel dort, wo er nicht so augenscheinlich in Archaismen und Mundartliteratur sichtbar wird, indem der ganze Satzbau von neuem geschmeidig wird, indem er aus der Minnesängersprache und dem Volksliede mit Burdachs Worten «eindrucksvolle Vorbilder lieferte für die personifizierende Kraft des artikellosen Substantivum Appellativum, für einen freieren Gebrauch des Kasus wie des Partizips, für eine von den Fesseln der regulierten Gemeinsprache erlöste Wortstellung, für eine Satzfolge, die nicht der logischen Ordnung, sondern nach alter germanischer Weise mehr gefühlsmäßig plastisch dem Bedürfnis der lebendigen Anschauung gehorcht.»

Es handelt sich also um keine «romantische» Schöpfung, sondern um eine mächtige oberdeutsche, von Bodmer ausgelöste Bewegung aus den ureigensten oberdeutschen Beständen, es müsste denn sein, wir wollten auch Bodmer, tunlichst mit Stimmenmehrheit, zum Romantiker ernennen. Aber was bedeutet diese Bewegung, wenn es uns erlaubt ist, geschichtliche Vorgänge mit dem gleichen Recht zu «deuten» wie den Einzelnen? Und wie steht es überhaupt mit dem wechselseitigen Verhältnis zwischen Sprache und Geist in den wandelbaren Formen ihres geschichtlichen Ablaufes? Sie gleichen jenen zwei Königskindern: sie konnten zusammen nicht kommen.

Unberührt bleibt hier die Frage, wie Geist und Sprache aus einander leben. Es geht darum, wie sich der Rhythmus ihrer geschichtlichen Entwicklung ins Wechselverhältnis setzt. Sie standen von je und stehen notwendig zu einander in dauernder Spannung. Denn sie entwickeln sich mit unverhältnismäßig verschiedener Schnelligkeit. Die Sprache ist schwerfälliger, der Geist flüssiger; die Sprache sucht zu beharren, der Geist drängt vorwärts; die Sprache schreitet nur zögernd fort, der Geist unternehmend und in Sprüngen. Der Geist von heute spricht die Sprache von gestern, die geistige Enkelgeneration nicht selten noch die Sprache der Großväter. Die Sprache ist hinter dem Geist zurück, wenn dieser vorwärtshastet und sie hat den Geist überholt, wenn dieser, wie nicht selten, zur Seele längst begrabener Generationen sich zurückwendet. Ein geistiges Ereignis vermag in wenig Monaten, ja Wochen, ein ganzes, großes Volk zu durchdringen und alle einzelnen in einem Sinne denken zu machen. Sprachliche Neuschöpfungen — nicht Einzelheiten, sondern neue sprachliche Organismen — vermögen die gesellschaftlichen, ständischen, religiösen, landwirtschaftlichen Schranken, die der Geist im Sturme nimmt, oft gar nicht zu brechen oder sie dringen erst mit der inneren Umwandlung eines Volkes durch. Das soll besagen: ein Volk wird unvergleichlich schneller geistig anders als es seine Zunge auf neue Ereignisse umzulehren vermag. Wie oft hat ein neuer Geist eher in einer fremden Sprache gesprochen, als dass er die Geduld hatte, das Nachkommen der eigenen abzuwarten. Will man ermessen, was das heißt, so lese man etwa nebeneinander die deutschen und die lateinischen Schriften von Brant, Zwingli, Watt. Im jungen Latein dieser Zeit erscheinen Geist und Sprache dieser Männer ebenmäßig modern, in den deutschen Schriften hadert der moderne Geist mit der großväterlichen Sprache. Schon das mag andeuten, worauf eine neue Wertung Bodmers hinausmöchte. Diesmal drängte es einen, der das Vorgefühl eines neu heranwehenden Geistes hatte, die Ahnung eines kommenden jungen Geschlechtes, dem werdenden Leben noch vor der Geburt die heimelige Wiege der Sprache zu rüsten.

Indessen, die nahende Ankunft Klopstocks und Goethes

und Herders ist noch kein Gesichtspunkt, hoch genug, um die Reichweite von Bodmers Werk voll zu erfassen. Man weiß, dass das Mittelhochdeutsche eine Dichtersprache war, geschult und ausgereift an großen poetischen Schöpfungen. Noch immer wirkte die Jugend des deutschen Volkes frisch genug fort, dass es, eben wie jugendliche Völker, zuerst die Sprache der Dichtung formte vor der Prosa des reifenden Alters. Es mag veraltet sein, in Herders Anschauungen zu denken, doch sie bezeichnen hier, worauf es ankommt. Die kunstvolle Prosa des deutschen Mittelalters war jedenfalls jünger und hat sich bei aller Selbständigkeit ihres Bildungsganges zumal in der Mystik unter förderndem Vortritt der Dichtersprache geformt. Und diese deutsche Kunstsprache des Mittelalters war die feinste Sprache der lyrisch erregten Seele und des darstellenden, plastischen epischen Berichtes. Es war die Sprache des klassisch geschulten Oberdeutschlands, eine Sprache, in der die antike, arabische, romanische Bildung sich vergeistigt hatte. Gegensätzlich verlief der sprachliche Vorgang in Ostmitteldeutschland seit dem späten vierzehnten Jahrhundert. Das Ostmitteldeutsche, die Vorform des späteren Gemeindeutsch, war seiner ursprünglichen Anlage, seinem ganzen Wesen nach eine Arbeitssprache, war Prosa, als Prosa entwickelt, wenn auch eine Kunstprosa von feinsten stilistischer Durchbildung, eine Prosa von logisch architektonischem Gefüge. Diese ostmitteldeutsche, im wesentlichen böhmische Arbeitssprache wurde Gemeindeutsch und zwar abermals, nicht zuletzt, durch ein großes Prosawerk, durch Luthers Bibel. In langem Wandel wurde diese von kühler Sachlichkeit erzeugte Arbeitssprache nicht eigentlich Dichtungssprache, sondern zur Dichtersprache « adaptiert », notdürftig eingerichtet. Das heißt, die modernen deutschen Dichter des siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts schrieben das logisch wundervoll gegliederte Kanzleideutsch ihrer Großväter und Urgroßväter, eine Arbeitssprache, gleich vorzüglich zur Sachprosa wie organisch ungeeignet zur Dichtungssprache. Und so begab sich denn das unerhörte Schauspiel, dass seit dem späten vierzehnten Jahrhundert, da sich die Verschiebung der politischen Vormacht von Oberdeutschland nach Ostdeutschland anbahnte, da die

Kunstüberlieferung Oberdeutschlands abriss und eine völlig neue Bildung sich in Ostdeutschland aufbaute, gleichzeitig auch die alte oberdeutsche Kunstsprache mit ihren vollkommenen lyrischen, epischen, dramatischen Ausdrucksmitteln im Ohr der gesamten Nation verstummte und dafür eine junge ostdeutsche Mundart ohne selbstgewachsene Kunstwerte, eine sachliche Bedarfsprosa gemeindeutsche Sprache wurde und die Bestände der oberdeutschen Dichtungssprache wieder « Mundart ».

Auf solchem Hintergrunde erscheint nun Bodmers Werk als der erste Ruck des oberdeutschen Rückschlages gegen das prosaische Gemeindeutsch ostmitteldeutscher Herkunft; beginnendes Wiedererwachen der altdeutschen Dichtersprache gegenüber der starren Regelmäßigkeit der ostdeutschen Arbeitssprache. Auch kein Wunder, dass sich diese Bewegung mit dem hartnäckigen Willen der alamannischen Mundarten, wieder Schriftsprache zu werden, paarte. Denn aus dem Alamannischen ist so gut wie nichts in die gemeindeutsche Schriftprosa eingegangen. Und dieser gewaltige sprachliche Vorgang, der das geschichtliche Schriftdeutsch auslaugt und mit altdeutschen wie mundartlichen Beständen durchsetzt, der das Prosadeutsch über Goethe hinaus zu einer neuen Dichtersprache umbildet, wuchs und wuchs das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch. Unverkennbar stehen wir heute mitten in einer kaum übersehbaren sprachlichen Umbildung. Welch ein Wunder auch, wenn das brodelnde Chaos einer neuen Welt nur in Staat und allgemeiner Bildung aufbräche, die Sprache aber unberührt ließe. Wir sind der unbescheidenen Meinung, dass man hierzulande den ganzen Vorgang erkennt, wenn man ihm die kalte Schulter zeigt, des Glaubens, es ginge lediglich um Dorf-, Dialekt- und Dilettantendichtung. Nein, es geht, da die Epoche im Abflauen ist, die seit dem späten vierzehnten Jahrhundert in Ostdeutschland einsetzte, die in Goethe gipfelte und zugleich ihre Krisis hatte, es geht um die Sprache der Dichtung und Bildung jener neuen Epoche, die über uns heraufzieht. Und der Wille zum mundartlichen Schrifttum ist nur Teilereignis dieser allgemeinen sprachlichen Umwälzung. Der Zeugen und Anzeichen sind genug, dass sich ein ungefährer

Eindruck gewinnen lässt, wohin die Kräfte drängen. Man kann volles Verständnis haben für den Wert und die umbildende Gewalt der individuellen Sprachschöpfung und doch aus der Neologie des Kreises um Stefan George lediglich das Bewusstsein anerkennen, dass die Dichtung einer neuen Epoche ohne neue Sprache nicht möglich ist. So stark der Einzelne sprachbildende Vorgänge zu beeinflussen vermag, Sprachschöpfung ist heiligste Sache, unübertragbares Recht der Gemeinschaft, und der Einzelne kann nicht mehr sein als ein treuer Diener am Wort, der errät und zum erstenmal ausspricht, was da werden will. Rudolf Borchardts deutscher Dante dagegen scheint uns unter dem Wendekreis des großen sprachlichen Geschehens dieser Zeit zu liegen. Wie oft schon waren innerer Zwang und innere Not, ein fremdes Werk in eine noch nicht vorhandene Sprache umzubilden, Anlass, wenn auch nicht Ursache, diese Sprache schaffen zu helfen. Alle neuen Epochen unseres sprachlichen Daseins setzten in Dolmetschern von geistigen Werken des Weltbesitzes ein. «Hölle» und «Fegefeuer», bereits abgeschlossen, obwohl erst nur in bevorzugten Händen, geben vollen Aufschluss darüber, dass die von Bodmer ausgelöste, von der Romantik aufgegriffene, durchs ganze neunzehnte Jahrhundert anschwellende und aus immer neuen Quellen gespeiste Bewegung mit Borchardts Werk einem ersten Gipfelpunkt zustrebt. Das Deutsch dieses Dante ist weder Neologie noch Archaismus, es ist ebensowenig individuelle Sprachschöpfung. Borchardt geht weder vom modernen Gemeindeutsch aus, noch von der Sprache des Mittelalters. Er verfährt wie ein Meister des Lebens, der einen gestockten Lebensvorgang wieder zum Fließen zu bringen vermag. Zwischen der alten oberdeutschen Dichtersprache und der neuen ostdeutschen Gemeinsprache hat es, da jene verlosch und diese aus ganz neuem Bereiche aufwuchs, keine organischen Übergänge gegeben. Diese organischen Übergänge stellte Borchardt her, erweckte zwischen beiden Sprachen eine schlagende Ader und ließ nun durch diese Ader einen neuen Lebensvorgang kreisen, der das schöpferische Blut zwischen beiden Sprachen hin und wider trägt. Er hat nicht gemacht, sondern werden lassen. Man wird, wenn Borchardts Dichtung

einmal allgemein zugänglich ist, erkennen, dass der beglückende Neugewinn, das sprachliche Ereignis, die Meisterschaft der Vollendung nicht im erneuerten Lautbestande, nicht in den wiedergehobenen Wortschätzen liegt, sondern ähnlich wie bei Bodmers sprachumbildendem Einfluss, im Satzbau und in der Satzfolge. Mag noch so viel an dieser Leistung auf bewusstes Studium zurückgehen, bewundernswert bleibt der fast naturhafte Instinkt, mit dem Borchardt herauswitterte, worauf es ankommt. Zielbewusster konnte gar nicht die Situation erfasst werden, in der sich schon Bodmer zwischen Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch befand, und sachlicher konnte der sprachbildende Vorgang gar nicht fortgeführt werden als es durch Borchardt geschah. Er hat den Bereich des artikellosen Hauptwortes erweitert und die personifizierende Kraft dieses Sprachgliedes zu voller Wirkung gesteigert. Er hat dem Partizip und dem freieren Gebrauch des Kasus unerhört neue und feine Eindrücke abgewonnen. Das Größte wohl erzielte er durch seinen Mut und seine Geschicklichkeit in jenem Bereiche, wo der Deutsche andern Sprachen gegenüber am schwächsten ist und am stärksten gebunden war, in der Wortstellung. Hier ist die Fülle, die Freiheit und bewegliche Anmut der griechischen, der eindringliche rednerische Klang der römischen Wortfolge fast ohne Rückstand dem ehemals so starren Gefüge der deutschen Sprache gewonnen worden. Die Folge der Sätze gar ist rein logischen Baugesetzen entzogen und frei den Bedürfnissen der Stimmung, der Anschauung, des Rhythmus anheimgegeben. Zum erstenmal seit Bodmer vor mehr als 150 Jahren das neugestaltende, sprachschöpferische Vorbild der mittelalterlichen Dichtung wieder erweckte und mit erstaunlicher Klarheit die Möglichkeiten erwog und bezeichnete, die sich daraus für eine neue und echte Dichtersprache ergaben, hat Borchardt in seinem deutschen Dante bis in die letzte Partikel hinein und bis zur letzten Feinheit des Satzbaues eine solche Dichtersprache zum Wirken gebracht.

Wenn auch zunächst nur angedeutet werden sollte, wie modern und lebendig dieser für uns scheinbar erledigte Bodmer ist, der mit Herder das Schicksal teilt, nicht in geformten Werken, sondern, was mehr ist, durch nachquellende Gedanken

wie aus Brunnentiefe fortzuleben und fortzuschaffen, so wirft es auf beide vermeintlich einander so disparate Werke wie das Bodmers und das Borchardts aufhellendes Licht, wenn Bodmers Geist in der unmittelbarsten Gegenwart irgendwie wirksam erscheint und Borchardt als Wunscherfüller eines hundertfünfzigjährigen Kunstverlangens sich offenbart. Wobei zwischen Bodmer und Borchardt kein mechanisches Abfolgeverhältnis gedacht ist, sondern jener Strom des Lebens, der wohl über Absätze stürzt und sich an Klippen staut, der aber nirgends sich in umgrenzte Abschnitte teilen lässt.

Was also ist im Spiele? Wir meinen, dass die entweihte Sprache, in der sich die Orgien unseres Zeitalters austobten, in der das Vermächtnis großer Schöpfer jener Epoche unrettbar verlischt, von einer neuen Dichtersprache, die unsere älteste ist, abgelöst wird. Wir sprechen nicht von dem, was sein oder werden sollte oder gar was etwa den Dichtern unserer Zeit abverlangt werden möchte. Wir sprachen von einem geschichtlichen Vorgange, der seit Bodmer läuft und wächst und anschwillt. Und wenn wir über Bodmer und Borchardt hinweg das Ziel dieses Vorganges zu visieren suchten, so geschah es des Wissens halber, nicht aber zu untauglichem Versuch, irgendwen sonst noch auf dieses Ziel in Bewegung zu setzen. Denn dem, was einmal als werdend erkannt ist, kann man beruhigt zusehen, wie es wird, ohne den geschmacklosen Versuch zu machen, es zum Werden anzufeuern. Die erste große Epoche der deutschen Kulturgemeinschaft, die mit den Stauern zu Ende ging, hatte ihre eigentümliche Dichtersprache. Die zweite große Epoche, die seit dem späten vierzehnten Jahrhundert in Böhmen aufzusteigen begann, die Epoche der deutschen Staatschöpfung, der Kirchenbewegung, der deutschen Philosophie und Wissenschaft hatte die ihr organische Sachprosasprache und Goethe hat ihr lediglich abgewonnen, was ihr ein Einzelner abzugewinnen vermochte. Ist diese Epoche zu Ende, und kein Schrecken ihres Unterganges darf uns die Erinnerung an sie verfälschen, und erleben wir eben die ersten Bildungsschmerzen einer neuen Epoche, so wird sie auch ihre eigene Sprache haben. Wie sich die Dinge heute darstellen, scheint sich der Geist der Gotik und der Geist des Klassizismus in dieser neuen kommen-

den Bildung zu einem neuen Dritten verschmelzen zu wollen. Als Zeugnis dafür dürfen wir die Sprachschöpfung anrufen, die mit Bodmer einsetzt, die im Klassizismus und in der Romantik die ostdeutsche Sachprosa dichterisch färbte, und die in unseren Tagen, wofür Borchardts Werk spricht, sich zielbewusst entfaltet. Ein Volk und eine Sprache, die leben wollen, dürfen sich an keinen Kanon verlieren. Das Beste darüber steht dort, wo Fichte in seinen *Reden* von den Völkern toter und den Völkern lebendiger Sprachen handelt.

JOSEF NADLER



BISMARCKS KONFLIKT MIT DER SCHWEIZ UND DIE INTERNATIONALE ARBEITERKONFERENZ

1889—1890

(Schluss)

Die Gegensätze bestanden also tatsächlich in fast unverminderter Schärfe weiter: nach wie vor war Bismarck der Überzeugung, Versprechungen und Maßregeln von unbestimmter und unberechneter Tragweite bedeuteten in der Situation, wie sie durch die Streike des Vorjahrs vorbereitet waren, dazu unmittelbar vor den Reichstagswahlen, eine Gefahr. Um die Ungeduld des Kaisers aber einigermaßen zu befriedigen, gab er den beiden schließlich vereinbarten Entwürfen eine Wilhelms II. Charakter und seinem Verlangen nach schwunghaftem Ausdruck entsprechende Form. Freilich erklärte er bei der Vorlegung, dass er sie lediglich aus Gehorsam gemacht habe, und er bat dringend, von Veröffentlichungen dieser Art Abstand zu nehmen, jedenfalls die Wahlen vorübergehen zu lassen, ehe die Arbeiterfrage öffentlich berührt werde. Statt die Konzepte aber, wie der Kanzler anriet, in das brennende Kaminfeuer zu werfen, unterzeichnete sie der Kaiser, und da die entstandenen Divergenzen überdies durch eine Reihe von Äußerungen Bismarcks und anderer natürlich bereits in die Öffentlichkeit gedrungen waren, entstand der mächtige Eindruck eines Sieges Wilhelms II. über seinen vornehmsten Berater: